



HOLGER ZABOROWSKI · WASHINGTON D.C.

KONKRETE WAHRHEIT UNTER ESCHATOLOGISCHEM VORBEHALT

*Jenseits der abstrakten Alternativen von Exklusivismus,
Inklusivismus und Pluralismus*

Gott und die Vielfalt der Religionen

Wie viele Wege führen zu Gott? Man mag antworten, dass es so viele Wege gibt, wie es Menschen gibt. Jeder Mensch geht seinen eigenen Weg zu Gott. Und jeder Mensch geht seinen eigenen Weg mit Gott. Mit dieser Antwort könnte man zufrieden sein – wenn, ja wenn es denn so einfach wäre. Denn der Vielfalt der Wege (das heißt der Weltanschauungen und Religionen) stehen verschiedene Ansprüche entgegen: Der Anspruch, dass einige Wege besser als andere Wege seien und dass es in ganz besonderer Weise ausgezeichnete Wege – und auch Irrwege – gebe. Der Dialog der Religionen scheint hier Grenzen zu finden. Vor allem für den Islam und für das Christentum gilt, dass der Religionsdialog seinem eignen Selbstverständnis nach weder das letzte Wort haben noch sein darf.

Aus diesem Grund melden sich im Christentum immer wieder Stimmen, die neue missionarische Bemühungen fordern, da Jesus Christus ja von sich selbst gesagt habe, er sei, als Sohn Gottes, der Weg, die Wahrheit und das Leben und nicht nur ein beliebiger Prophet oder Rabbi. Das Christentum sei daher vielleicht nicht der einzige Weg des Menschen zum Heil, aber der vor allen anderen Wegen ausgezeichnete. Diesem Anspruch entgegen steht das Bemühen der pluralistischen Religionstheologie, wie sie in Anlehnung an den englischen Theologen John Hick etwa von Perry Schmidt-Leukel weiter entwickelt wurde.

Innerhalb des Christentums bewegt man sich in dieser Diskussion auf höchst umstrittenem Terrain. Denn die pluralistische Religionstheologie lehnt nicht nur die exklusivistische These, dass das Christentum der einzige Heilsweg sei, ab. Sie lehnt auch die heute weithin vertretene inklusivistische

HOLGER ZABOROWSKI, Jahrgang 1974; Studium der Theologie, Philosophie und Klassischen Philologie in Freiburg i.Br., Basel und Cambridge; Promotion an der Universität Oxford. 2002-2005 Wissenschaftlicher Assistent für Religionsphilosophie an der Universität Freiburg i.Br.; seit 2005 lehrt er Philosophie an der Catholic University of America, Washington D.C.



These ab, dass das Christentum der vor anderen Wegen ausgezeichnete Heilsweg sei und andere Religionen bestenfalls über bestimmte Teilwahrheiten verfügten, während das Ganze, die Fülle der Wahrheit nur im Christentum offenbar geworden sei. Argumentativ scheint man in einem Patt gefangen zu sein. Pluralismus und Inklusivismus sind miteinander genauso wenig zu vereinbaren wie Pluralismus und Exklusivismus. Ein Kompromiss scheint nicht möglich. Oder gibt es eine Möglichkeit jenseits der abstrakten Alternativen von Pluralismus, Inklusivismus und Exklusivismus?

Die Wahrheit der Religion – eine Wahrheit der Wissenschaft?

Das Patt scheint es zu geben – wenn, ja wenn sich denn diese Frage rein argumentativ angehen ließe und wenn sie sich so angehen ließe, wie sie auf beiden Seiten, den Gegnern und Verfechtern der pluralistischen Religions- theologie, oft diskutiert wird. Denn sowohl viele Gegner als auch viele Verfechter der pluralistischen Religionstheologie setzen voraus, dass sich Religionen und ihre Wahrheitsansprüche bewerten und miteinander begrifflich vergleichen lassen. Damit verwechselt man allerdings Religionen mit wissenschaftlichen Hypothesen oder Theorien, zwischen denen in der Tat ein Konkurrenz- oder Wettbewerbsverhältnis herrschen kann und die einander auch ablösen können. Bestimmte Theorien etwa über die Entstehung oder Gestalt des Weltalls haben sich als falsch erwiesen, obwohl sie Momente einer späteren, wahreren Theorie enthalten. Die Wahrheit, in der es in den Religionen geht, ist allerdings keine objektivierbare Wahrheit, die sich wissenschaftlich-begrifflich voll einholen ließe.

Die Wahrheit der Religion – eine existentielle Wahrheit?

Worum handelt es sich aber dann bei religiösen Wahrheitsansprüchen? Die Antwort, die nahe liegt (und oft geäußert wird), besteht darin, diese Wahrheitsansprüche zu subjektivieren: In ihnen finden je eigene subjektiv-existenzielle Wahrheiten ihren Ausdruck. Man vergleicht religiöse Wahrheiten und Wahrheitsansprüche dann mit den Wahrheiten über zwischenmenschliche Beziehungen. Wer «Du bist der beste Freund, den man sich vorstellen kann» sagt, erhebt kaum einen universalen, für alle Menschen gültigen Anspruch. In solchen Sätzen drückt sich die Wahrheit der eigenen Existenz aus. Damit wird diese Wahrheit nicht weniger wahr oder weniger wichtig. Es handelt sich um eine andere, für unser eigenes Leben oft wesentlichere Wahrheit als die wissenschaftliche Wahrheit.

In den Wissenschaften geht es letztlich um Wahrheiten, die den Status einer Theorie oder Hypothese haben: Diese erklären in unterschiedlichem Grad Wirklichkeit und können durch bessere Erklärungen ersetzt werden.

In unserem eigenen Leben können wir letztlich aber nicht nur mit rein hypothetischen oder theoretischen Wahrheiten leben. Unsere Gesellschaft mag zwar dahin tendieren, alles unter den rein geschichtlich oder vielleicht auch relativistisch verstandenen Vorbehalt besserer Wahrheiten zu stellen: «Du bist der beste Freund – bis ich einen besseren finde». Wirklich menschlich leben wir aber nur, wenn ein Wort für ein Wort steht, wenn unser Ja wirklich ein Ja ist. Deshalb werden ja selbst staatliche Trauungszeremonien nicht unter Vorbehalt gestellt. Es käme uns taktlos oder unromantisch vor, wenn der Standesbeamte gleich auf die Möglichkeit der Scheidung hinweisen würde.

Die Wahrheit der Religion – die Wahrheit der Religion

Haben wir uns mit diesen Überlegungen unserem Thema angenähert? Zumindest teilweise. Religiöse Wahrheiten sind auch Wahrheiten unserer eigenen Existenz. Sie sind Wahrheiten für uns. Aber hier zeigen sich sofort die Unterschiede, die zwischen den religiösen Wahrheiten und den subjektiv-existenziellen Wahrheiten liegen. Zumindest nach dem Selbstverständnis einiger Religionen – wie etwa des Christentums – finden sich in ihnen Wahrheiten, die auch an sich Geltung beanspruchen und die sich im vollen Sinne nicht anderswo finden. So ist die Heilsrelevanz des Christentums nicht nur eine rein subjektive Heilsrelevanz für mich. Das Christentum beansprucht Wahrheit – sowohl für mich als auch an sich.

Was sich hier zeigt, ist vor allem die Notwendigkeit, den religiösen Wahrheitsanspruch nicht von anderen Wahrheitsansprüchen her zu begreifen, sondern als einen Wahrheitsanspruch eigener Art, der mit dem wissenschaftlichen und dem (subjektiv-)existenziellen Wahrheitsanspruch gemeinsame Momente hat, aber nicht mit ihnen zusammenfällt. Die Wahrheit der Religion ist zunächst einmal – die Wahrheit der Religion, so wie auch die religiösen Vollzüge des Menschen zunächst einmal religiöse Vollzüge sind. Wie aber ist dieser Wahrheitsanspruch zu verstehen? Hier, bei der Bestimmung des religiösen Vollzuges und des in ihm vorausgesetzten Wahrheitsanspruches, wäre von der Theologie, der Religionswissenschaft und der Philosophie noch wesentlich mehr begriffliche Arbeit zu leisten. Beschränken wir uns an dieser Stelle auf einige Grundzüge.

Wahrheit – und der Weg und das Leben

Wenn Christus von sich sagt, er sei die Wahrheit, so geschieht dies im unmittelbaren Kontext von zwei anderen Aussagen: dass er nämlich der Weg und das Leben sei (Joh 14,6). Christus ist keine abstrakte Wahrheit, er ist die Wahrheit, die ein Gesicht hat und den Weg und das Leben des Menschen bestimmt. Christsein bedeutet daher, einen Weg zu gehen, eine Le-

bensentscheidung zu treffen, frei sich zu entscheiden und darin Leben zu finden.

Nun gibt es bestimmte Entscheidungen, die sich letztlich nicht zur Diskussion stellen lassen. Dies sind gerade die Entscheidungen, in denen unsere Freiheit in besonderer Weise herausgefordert ist. Die Entscheidung, den Urlaub in Nordfrankreich und nicht in Süditalien zu verbringen, läßt sich zumeist diskutieren. Ein Urlaub in Süditalien mag zu teuer sein, das Wetter mag zu heiß oder die Reise zu anstrengend sein. Andere Entscheidungen lassen sich kaum derart diskutieren. In gewisser Weise haben wir es hier mit absoluten Entscheidungen zu tun, mit Entscheidungen, die zwar Gründe haben, sich allerdings nicht in allem auf diese Gründe zurückführen lassen, mit Entscheidungen, die vielleicht sogar ziemlich unvernünftig erscheinen mögen und die sich letztlich oder überhaupt nicht theoretisch einholen lassen. Es sind Lebensentscheidungen, in denen sich nicht zuletzt auch entscheidet, wer wir eigentlich sind und wie wir leben wollen. Und zu diesen Entscheidungen gehören auch – werden sie nun bewusst oder unbewusst getroffen – religiöse Bekenntnisse.

Religiöse Bekenntnisse sind gerade aus diesem Grund keine theoretischen Aussagen, die sich einfach miteinander vergleichen ließen: etwa was ihren Wirklichkeitsbezug oder ihren Nützlichkeitswert betrifft. So ist die theoretische Perspektive auf Religion, d.h. auf den religiösen Vollzug, immer auch eine künstliche Perspektive. Und damit verfehlen nicht nur viele religionswissenschaftliche Ansätze letztlich ihr «Objekt», sondern auch viele innerchristliche Stimmen, die Christsein auf die Zustimmung zu bestimmten, mehr oder weniger theoretisch fassbaren Satzwahrheiten reduzieren. Paradoxerweise sind sich so manche Pluralisten und manche ihrer Gegner näher, als ihnen lieb sein mag – und dem, worum es im Christentum eigentlich geht, entfernter, als sie sich wünschen mögen.

Denn sie verkennen, dass Religion nicht ein Ideensystem ist, das sich begrifflich voll einholen läßt, und dass dieses Verständnis von Religion nicht notwendigerweise bedeutet, Religion zu subjektivieren. Religion ist zuerst und zunächst dies: ein freier Vollzug der je eigenen Existenz angesichts Gottes. Jede Aussage, die ein Gläubiger (oder eine religiöse Gemeinschaft) über seinen Glauben macht, kann nur von diesem Vollzug, nur von dieser Spannung zwischen der gewissermaßen objektiven und der gewissermaßen subjektiven Dimension des Glaubens her verstanden werden. Glauben ist daher etwas anderes als Wissen oder als die Annahme rein hypothetischer Voraussetzungen; Glauben ist aber auch etwas anderes als das Festhalten an einer rein subjektiv fassbaren «Privatwahrheit». Glauben ist immer ein Vollzug eigener Freiheit, die in einem Anspruch steht.

Meinen Glauben kann mir daher niemand abnehmen. Ich muss, vor jedem Gemeinschaftsbezug des Glaubens, als ich selbst glauben. Und: Glau-

ben richtet sich nicht auf abstrakte Inhalte, sondern ist eine Weise zu leben und sich auf Gott zu beziehen – in jener Freiheit, die diesen (neu-)orientierenden Lebensentscheidungen immer zueigen sein muss. Wer das nicht sieht, kann soviel Dialog führen oder auch soviel missionieren, wie er will, ohne dass dies von wirklichem Erfolg – wirklichem Verständnis oder Konversion – gekrönt sein dürfte. Und vermeintliches Verständnis oder auf falschen Voraussetzungen basierende Konversion sind nicht selten.

Nun ist die Freiheit, die das Leben des Christen vor Gott bestimmt, nicht absolut frei. Sie kann nur als Antwort verstanden werden, als Antwort nicht auf einen Dialogpartner oder auf einen Missionar, sondern auf Gottes zuvorkommende Gnade. Der Mensch, selbst der frömmste Missionar, kann die Gnade, das Wirken Gottes nicht ersetzen. Er kann bestenfalls mitwirken, mehr nicht, er darf das Wirken der Gnade im Leben der Menschen, Gottes Interesse am Menschen, aber auch nicht ausschließen und den Wahrheitsanspruch des Christentums von vornherein relativieren – wie viele pluralistische Religionstheologen.

Die Grenzen der Theologie der Religionen

Hier beginnt sich langsam die Antwort zu zeigen, die das Christentum auf die Vielfalt der Religionen und die damit verbundene Herausforderung bietet – vielleicht jenseits der oft rein abstrakten Alternativen von Exklusivismus, Inklusivismus oder Relativismus. Die Lösung liegt im christlichen Verständnis Gottes und damit nicht in einem bestimmten, oft nur von außen oder rein abstrakt entwickelten Begriff von Religion. Den Absolutheitsanspruch erhebt nämlich gerade nach christlichem Selbstverständnis nicht «das Christentum», sondern Gott, und Gott handelt in der Geschichte, verwirklicht Heil geschichtlich. Die Geschichte wie auch die menschliche Suche nach Wahrheit stehen aus christlicher Sicht daher unter einem eschatologischen Vorbehalt. Mit anderen Worten: Der Christ rechnet damit, dass es bis zum Ende der Tage eine Vielfalt der Religionen geben wird und dass diese Vielfalt selbst irgendwie im Plan Gottes liegt. Das Christentum wird daher in der Geschichte immer in einer Spannung stehen: zwischen der Besonderheit seiner geschichtlichen Erscheinung und der Universalität seines übergeschichtlichen Anspruchs. Diese Spannung kann nicht begrifflich aufgelöst werden: weder in die eine noch in die andere Richtung. Sie muss vielmehr theologisch verstanden werden: als eschatologische Spannung. Jeder Versuch, sie begrifflich aufzulösen, wäre letztlich unmenschlich und auch unreligiös.

So zeigen sich hier auch die Grenzen einer jeden Theologie der Religionen. Als *Theologie* kann sie immer nur *Theologie* einer bestimmten Religion sein. Und diese Theologie kann immer nur aus der Binnenperspektive ent-



wickelt werden. Nicht nur christlicherseits zeigen sich dann sehr schnell die Grenzen eines abstrakt-begrifflichen Verstehens oder Vermittelns und die Notwendigkeit eines eschatologisch verstandenen Vorbehaltes. Wenn es aber nicht um eine Theologie der Religion(en), sondern um ein «neutrales» Vermitteln im Sinne etwa eines religionswissenschaftlichen Verstehens und Vergleichens von Religionen geht (in dem Maße, in dem dies überhaupt möglich ist), dann gibt es oft zwei Gefahren: Es könnten zum einen implizit Maßstäbe einer bestimmten Religion oder einer bestimmten Gruppe von Religionen vorausgesetzt werden, die nicht unbedingt von allen Religionen geteilt werden. Oder es könnte letztlich auf eine rein abstrakte Wissenschaft oder Philosophie der Religionen hinauslaufen. Dann wäre philosophisch oder wissenschaftlich vor-entschieden, was eigentlich Religion sei und wie die verschiedenen Religionen miteinander zu verbinden seien oder gar in eine höhere Philosophie hinein aufzulösen seien. Dieser Zugang könnte aber der Praxis, dem Vollzug der Religion (und damit auch dem Wahrheitsanspruch des Christentums) nicht gerecht werden.

Ikone der Wahrheit

Denn der Christ spricht, wenn er einen Wahrheitsanspruch ausdrückt (und zwar im strengen Sinne nicht seinen eigenen), im Modus des Glaubens, der Hoffnung und, vor allem, der Liebe – und nicht der Beschreibung, der Objektivierung oder des Vergleiches. Der Christ weiß nicht, dass er die Wahrheit hat, sondern er hofft, dass er in seinem Leben der konkreten Wahrheit (die ein Gesicht hat) nachfolgt und zu einem Bild dieser anspruchsvollen Wahrheit wird. Hoffnung bedeutet nun nicht Selbstgenügsamkeit. Die christliche Hoffnung erlaubt es, Zeugnis zu geben. Vielmehr noch: sie ermahnt dazu. Von daher wäre es viel wichtiger, wenn die Christen Zeugnis gäben und so zu Ikonen der Wahrheit würden. Nur so kann heute noch Mission verstanden werden: als zeugnishaft Beziehung mit dem anderen. Und aus dieser Sicht stellen Dialog und Mission keine Gegensätze dar. Sie finden ihre Einheit in einer ikonischen Existenz, einer Existenz, die durchsichtig geworden ist und von ihrer eigenen Wahrheit her auf die Wahrheit an sich verweist.

Der Dialog der Religionen und die Hoffnung der Christen

Und der Dialog der Religionen? Dieser Dialog bleibt wichtig. Zunächst dürfte er sich vor allem auf die Frage beziehen, wie Menschen miteinander leben können, ohne dass sie sich aus religiösen oder vermeintlich religiösen Gründen Gewalt antun oder aus diesen Gründen nicht respektieren. Die Religionen mögen vieles zu dieser Frage beitragen, da sie als Lebenswege

immer auch einen Einfluß auf unser praktisches Leben haben. Religion ist aber mehr als nur Ethik. Dieses «Mehr» entzieht sich eines von außen kommenden Vergleiches, der zu einer abschließenden Theorie über das Verhältnis verschiedener Religionen zueinander führt. Was möglich ist, ist – und diese Aufgabe des Dialogs ist weit schwieriger als die zunächst genannte – das Bemühen um ein je tieferes Verstehen des Anderen – eben als eines Anderen – und damit – letztlich – auch des Eigenen.

So kann der Anspruch, dass Christus die Wahrheit sei, formuliert werden – auf Hoffnung hin und in einer Weise, die diesem Anspruch einzig gerecht wird: in der Liebe, in der er sich einzig bewähren kann. Und zuviel ausdrücklicher Anspruch kann hier nur schaden: Mit seinem besten Freund redet man eigentlich auch nicht über die Qualität der Freundschaft. Das weiß man, und zuviel Reden darüber kann letztlich die Freundschaft gefährden.

Jenseits abstrakter Theorien von Exklusivismus, Inklusivismus und Pluralismus gibt der Christ Zeugnis in hoffender Bescheidenheit. Dieses Zeugnis kann aber nur ein Zeugnis sein, das an die Freiheit des Anderen appelliert und mit Gottes Wirken rechnet. Und es kann daher nur ein Zeugnis der Liebe sein – und kein wissendes Vorrechnen, dass der Andere eigentlich nicht des Heils teilhaftig werden kann, dass er irgendwie doch Christ sei oder dass es eher egal sei, was wir glauben, da wir doch alle in den Himmel kommen. Der Respekt gebietet es, nicht einen Kompromiss zu suchen, sondern das Eigene wie auch den Andersgläubigen anzuerkennen – in der Hoffnung, dass Gott letztlich der Gott aller Menschen ist und alle Menschen annimmt. Nur: Dies ist kein «-ismus», keine Theorie, sondern gelebtes Leben. Und hier, im gelebten Leben, und nicht in den verstaubten Stuben der Gelehrten, können sich Menschen verschiedenster Religionen begegnen, einander verstehen und – füreinander – zum Zeugnis werden.